

Zukunftskonzepte

ACHIM BONTE

Wissenschaftliche Bibliotheken der nächsten Generation. Sind die Institutionen und ihre Mitarbeiter für die Zukunft gerüstet?

In einer Zeit erheblich beschleunigten Wandels wächst auch in wissenschaftlichen Bibliotheken die Notwendigkeit, bislang bewährte Leitbilder zu überdenken und mutig Angebotsportfolio und Ressourceneinsatz zu entwickeln. Bibliothekare und ihre Einrichtungen haben realistische Perspektiven, sofern sie bewusst unternehmerisch handeln, die zentrale Bedeutung der Informationstechnologie akzeptieren, entschlossen ihr Personal- und Organisationskonzept verändern, engagiert Synergien und neue Partnerschaften suchen und sich betont offen und flexibel für neue Aufgaben zeigen. Dies sind keine geringen Anforderungen. Indes unterstützen den Veränderungsprozess strategische Vorteile, die sich nicht zuletzt aus der großen Tradition und der öffentlich-rechtlichen Trägerschaft von Bibliotheken speisen.

In times of rapid change, academic libraries, too, are increasingly under pressure to rethink their existing models and to seize the initiative with regard to developing their portfolio of services and planning their deployment of resources. Librarians and their institutions can look to the future with confidence if they consciously adopt an entrepreneurial approach, accept the pivotal importance of information technology, resolutely change their staffing and organisational policies, actively seek out synergies and new partnerships and are emphatically open and flexible in their attitude towards new tasks. These are challenging demands, but strategic advantages deriving not least from the great tradition of publicly funded libraries are now aiding the change process.

»Die alte Schönheit ist nicht mehr wahr und die neue Wahrheit ist noch nicht schön«. Dieses Wortspiel eines sozialdemokratischen Publizisten aus der Zeit der Weimarer Republik dürfte auch den aktuellen Gemütszustand nicht weniger Bibliothekare beschreiben.¹ Angesichts der fortschreitenden Digitalisierung und der Erosion ihrer zentralen Vermittlungsfunktion für Information und Wissen schwebt die Branche zwischen Hoffen und Bangen. Während einige Beobachter bereits den Abgesang anstimmen,² überwiegen intern die Versuche, sich Mut zu machen und die klassischen Aufgaben des Auswählens, Strukturierens und Verteilens von Wissen zügig mit neuer Bedeutung zu füllen. Initiativen wie die Einführung von Discovery-Systemen, die Propagierung von Open Access oder die Weiterentwicklung der Informationskompetenzvermittlung zum Konzept des »Embedded Librarian« zielen darauf ab, auch unter den veränderten Rahmenbedingungen der digitalen Wissensgesellschaft eine hinreichende Legitimation zu behaupten. Inwiefern die bisher gewählten Strategien erfolgreich sein werden, ist offen, zumal die Transformation der »alten Schönheit« noch weiter an Fahrt gewinnt. Schon wird mit klugen Argumenten gar das Ende des vornehmlich textge-

bundenen, in Publikationen verewigten Wissenszeitalters zugunsten eines kontinuierlichen Stroms »medial entgrenzter Inhalte« ausgerufen.³ Dass zeitgleich die zunehmend schwer zu konfektionierenden Einheiten des »E-Books« und des »E-Journals« noch immer mit Hilfsbegriffen aus der Papierwelt belegt sind, zeigt die Geschwindigkeit der Innovationen.

Gerade in Zeiten beschleunigten Wandels ist es keineswegs leicht, überzeugende Zukunftskonzepte zu liefern. Zumindest die Kennzeichen der aktuellen Herausforderung und die daraus erwachsenden Zwangslagen für die betriebliche Steuerung und die Strukturen von wissenschaftlichen Bibliotheken zeichnen sich inzwischen aber recht deutlich ab. Vor der Frage, ob die Einrichtungen auf die Digitale Revolution bereits hinreichend eingestellt sind, bleiben die initialen Voraussetzungen für ihre Zukunftsfähigkeit – ein genügendes Maß an gesellschaftlicher Anerkennung, Geld und Personalressourcen – hier unberücksichtigt. Dies scheint auch gerechtfertigt, weil die entscheidenden Weichenstellungen für die Zukunft von Bibliotheken nicht die Öffentlichkeit oder die Träger, sondern die Bibliothekare selbst treffen werden.

SCHNELL, SPEZIELL, MASSGESCHNEIDERT. DIE BEDARFSLAGE

Selbst wer die These einer digitalen Disintermediation, des Verlusts der bibliothekarischen Gatekeeper-Funktionen im netzbasierten Informationsmarkt, für verfehlt hält oder den Prozess zumindest nicht allzu rasch sich vollenden sieht, kann nicht verkennen, dass Kundenansprüche und Kundenströme bereits kräftig in Bewegung geraten sind.⁴ Die globale, dicht vernetzte und zugleich eifrig konkurrierende Wissenschaftscommunity verlangt bei ihren fortwährenden Expeditionen in immer differenziertere Forschungsräume Leistungen möglichst unmittelbar, möglichst bequem, möglichst passgenau – jüngst zusätzlich angetrieben durch den sehr raschen Wechsel von der stationären, PC-gebundenen zur mobilen, allgegenwärtigen Internetnutzung via Smartphone und App. Traditionelle bibliothekarische Konzepte wie die Mediensammlung für den voraussichtlichen künftigen Bedarf, die Bibliothekseinführung als »Hilfe zur Selbsthilfe« oder das Fachreferatesystem als Repräsentation eines universa-



Achim Bonte

Foto: SLUB Dresden

Weichenstellungen für die Zukunft

Rahmenbedingungen der digitalen Wissensgesellschaft

len Fächerkanons sind hierzu nicht mehr stimmig. Wie passen Gebiete wie die Biophysikalische Chemie in die klassische Referentenstruktur, wie hoch ist der Restwert der Fernleihe in einer Landschaft, in welcher der Faktor Zeit scheinbar ganz neu, jedenfalls nicht mehr in Wochen, gemessen wird?

Mit der Einsicht, dass es immer speziellere Erkenntnisinteressen gibt, wächst die Notwendigkeit, Bibliothek weniger nach einem einheitlichen heuristischen Modell, quasi von innen nach außen, als vielmehr von außen nach innen, von den expliziten Anforderungen her zu entwickeln. Der Umbau des traditionellen, eher auf postulierten Bedarfen ausgerichteten Systems der DFG-geförderten Sondersammelgebiete zu dezidiert forschungsnahen »Fachinformationsdiensten für die Wissenschaft« ist vor diesem Hintergrund nur folgerichtig.⁵

Die stete Differenzierung der wissenschaftlichen Arbeitsfelder und der daraus abgeleiteten Ansprüche macht mithin den Typus »Wissenschaftliche Bibliothek« potentiell noch vielfältiger. Was eine Bibliothek ausmacht, war bis vor 20 Jahren vergleichsweise einfach zu beantworten. Heute ist sie betont individuell zu buchstabieren: hinsichtlich der Tiefe und Materialität ihrer Bestände, ihrer konkreten Dienstleistungen, Leistungsgüte und Qualifikationsschwerpunkte, ihrer Reichweite und Partnerschaften. Da sich forschungsrelevantes Wissen bei Weitem nicht mehr allein in Büchern und Zeitschriften manifestiert, gilt es dabei nicht zuletzt auch ganz neue denkbare Beteiligungsfelder auszuloten; zum Beispiel Konzepte von Digital Science oder das FabLab als offenes, interdisziplinäres Innovationszentrum. Wenn wissenschaftliche Bibliotheken als öffentliche Einrichtungen längerfristig bestehen wollen, benötigen sie in jedem Einzelfall genügend Merkmale, die von ausreichend vielen Wissenschaftlern und Studierenden tatsächlich als Mehrwert betrachtet werden. Gelegentlich scheint es, als ob die Dimension dieses Auftrags von Bibliothekaren dramatisch unterschätzt oder mit Hilfe von gern verwerteten positiven Lagebeurteilungen allzu leichtfertig verdrängt wird.⁶

MARKTAGIL, HANDLUNGSMÄCHTIG, VERNETZT. ZENTRALE HERAUFORDERUNGEN FÜR BIBLIOTHEKEN

Bei kaum veränderter Ressourcenausstattung und anhaltendem Wettbewerbsdruck der Internetindustrie werden Anforderungen der digitalen Forschungsinfrastruktur die Aufgaben der Papierbibliothek noch bis auf weiteres weniger ersetzen als aufwändig ergänzen. Entsprechend gefragt sind die konsequente Anerkennung von Marktmechanismen und eine durchgreifende Produktbildung, mit der sich die Bibliotheka-

re selbst schonungslos Rechnung legen. Wer profitiert von welcher Leistung tatsächlich? Ist eine Leistung konkurrenzfähig? Zu welchen Konditionen und bis zu welcher Leistungsgüte biete ich eine Leistung an? Welche ausdrücklichen Posterioritäten setze ich, um Prioritäten zuverlässig erreichen zu können? Derlei Fragen werden sich auch öffentliche Kultur- und Wissenschaftsbetriebe künftig gründlicher zu stellen haben. Der öffentlich-rechtliche Status und Auftrag gewährt zwar das Privileg, dass sich keineswegs jeder Dienst rechnen muss, jedoch sollten die jeweiligen Anbieter zumindest selbst wissen, inwiefern gewünschte Angebote marktfähig sind oder nicht. Eine konsequentere marktwirtschaftliche Betrachtung der Aufgabenportfolios würde vermutlich zu drei wesentlichen Erträgen führen: Erstens würden die Listen der Leistungsangebote gestrafft, zweitens deren durchschnittliche Qualität verbessert, drittens der ernsthafte Wille zu Zusammenarbeit und Angebotskonsortien stimuliert. Damit dürfte es künftig eventuell weniger Bibliotheken geben, aber nicht unbedingt weniger Bibliothekarinnen und Bibliothekare.

Von der Entwicklung der Informationstechnik wird das Schicksal einer Bibliothek genauso abhängen. Daher ist es speziell für größere Häuser nur folgerichtig, neben der bekannten Zusammenarbeit mit öffentlichen Rechenzentren und privaten Dienstleistern rasch die eigene, spezifische Entscheidungs-, Innovations- und Adaptionfähigkeit auszubauen. Dringend notwendig sind zum Beispiel Experten für Datenmanagement und Datenanalyse, Webdesign und Informationsvisualisierung, Datensicherheit und Langzeitverfügbarkeit – mit den entsprechenden Folgen für die Zusammensetzung des Personalkörpers bzw. die Berufsmischung in Bibliotheken. Im Interesse höherer Entwicklungsdynamik und geringerer Kosten könnte es auf dieser Basis auch gelingen, den traditionell engen Markt der Bibliotheksdienstleister schrittweise zu öffnen. Dass etwa der in vielen Wirtschaftszweigen übliche Einsatz von Radiofrequenztechnologie oder die Automatisierung von Beschaffungsprozessen in Bibliotheken bisher meist eine unvergleichliche Angelegenheit blieb, haben wohl beide Seiten verursacht: Die Bibliothekare durch zu schwache Lösungskompetenz und die Anbieter durch das nachvollziehbare Interesse, in einem zwar kleinen, aber nicht eben schwierigen Markt möglichst unter sich zu bleiben. Im Ergebnis stehen die eher schleppende Beteiligung von Bibliotheken an relevanten technischen Innovationen und ein allzu begrenzter Zugang zu wichtigen Förderprogrammen wie Horizon 2020.

Der Ruf nach deutlich mehr IT-Sachverstand ist in der Branche weitgehend unwidersprochen. Gleich-

wohl hat sich die Zahl der Experten in Bibliotheken, die etwa ein XML-basiertes Metadatenformat validieren können, bisher nicht signifikant erhöht. Generell darf man wohl sagen, dass es auch 2014 kaum eine deutsche Bibliothek gibt, in der für die Papierbibliothek nicht immer noch zu viel, für die neuen Aufgaben der digitalen Forschungsinfrastruktur dagegen viel zu wenig Personalanteile gewidmet werden. Bibliotheken, die ihr Humankapital nicht entschlossen neu aufteilen und die Entwicklung ihrer Dienste weiterhin weitgehend befristeten Beschäftigten oder Fremdfirmen überlassen, werden längerfristig nicht genügend Gestaltungsraum haben.

Auf der Grundlage wirtschaftlichen Handelns und einer erhöhten technisch-organisatorischen Lösungskompetenz werden Bibliotheken besser in der Lage sein, auf die wechselnden Anforderungen und Chancen der digitalen Forschungsinfrastruktur rasch und flexibel zu reagieren. Zugleich dürften Bereitschaft und Fähigkeit wachsen, überlegene Leistungen und Leistungszentren anzuerkennen und neue Kooperationsbeziehungen einzugehen. Die hartnäckige Unterscheidung zwischen Archiv-, Bibliotheks- und Museumswesen einschließlich ihrer jeweils speziellen Aufsichtsbehörden, Gremien und Regelwerke ist bürokratisch-fiskalisch offenbar vielfach noch gewollt, aber inhaltlich immer weniger gerechtfertigt. Die Digitale Revolution bietet die historische Chance, traditionelle Schranken zu überwinden und die Angebote konsequent aus der Kundenperspektive neu aufzubauen. Gleiche Offenheit verdient grundsätzlich die strategische Zusammenarbeit mit der Internetindustrie. Die 2007 geschlossene Digitalisierungskooperation der Bayerischen Staatsbibliothek mit Google wird angesichts von einer Million verfügbarer Werke inzwischen zwar nicht mehr öffentlich angefeindet, hat bisher aber auch kaum stilbildend gewirkt. Ähnliches gilt für die bislang wenig entschlossene Beziehung der Bibliotheken zu Wikipedia, YouTube, Flickr und anderen Wissensknoten im weltweiten Netz.

FLEXIBILITÄT ALS HANDLUNGSMAXIME

Entsprechend der beträchtlichen Unterschiede in Auftrag, Ausstattung und Betriebsgröße sowie der Notwendigkeit, Dienste weniger auf prospektiven Bedarf als auf erwiesene Nachfrage zu entwickeln, sind für Bibliotheken jeweils vor Ort spezifische Profile denkbar, die eine ausreichende Zustimmung sichern. Dies impliziert die auch seitens des Wissenschaftsrats 2012 empfohlene Bereitschaft, zielstrebig neue Wege zu gehen. »Angesichts der großen wissenschaftlichen und technologischen Dynamik«, leitet der Abschnitt zur

künftigen Organisation von wissenschaftlichen Informationsinfrastrukturen ein, »muss das System (...) offener und flexibler werden, um (...) die Wissenschaft sowie angrenzende gesellschaftliche Felder (Bildung, Wirtschaft, Kultur etc.) mittels neuer Angebote im Bereich der Technologie und der Dienstleistungen aktiv und vorausschauend unterstützen zu können.«⁷ Ob mangels Problembewusstseins, klarer Zukunftsvision oder geeigneten Personals: Gegenwärtig reagieren Bibliotheken noch deutlich zu schwerfällig auf mögliche Zukunftsaufgaben. Ein Beispiel bietet die erste Jahrestagung der Digital Humanities im deutschsprachigen Raum (DHD) vom März 2014, die unter den rund 300 Teilnehmern lediglich etwa 15 wissenschaftliche Bibliotheken vertreten sah. Während Geisteswissenschaftler und Angewandte Informatiker mit vielfältigen Themen bilateral über ihre Zusammenarbeit verhandelten, erhoben sich aus dem Lager der ehemals gern als »Labor der Geisteswissenschaften« firmierenden Bibliotheken folglich nur wenige Stimmen, die mit Blick auf so wichtige Aufgaben wie die Standardisierung und Akkreditierung von Daten, Formaten und Diensten für eine Öffnung der Zweierbeziehung hin zu einem Kooperationsdreieck warben. Zumindest im Vorstand des Verbands DHD steht die Tür weiterhin offen: »Die Geisteswissenschaften haben eine lange Tradition der Nutzung von Bibliotheken, Archiven und Museen«, bemerken die Thesen »Digital Humanities 2020«. »Die Formen dieser Kooperation müssen gemeinsam den Möglichkeiten angepasst werden, die sich durch die neuen Technologien ergeben.«⁸

Falls Bibliotheken sich die dazu erforderlichen Kenntnisse und Supportstrukturen in den nächsten Jahren nicht aufbauen, könnte sich mit der vermehrten Gründung von speziellen Digital-Science-Zentren (im Sinne von Infrastrukturzentren) etwas wiederholen, was es in Gestalt der modernen Medienzentren an Hochschulen schon einmal gab. Nachdem anstehende Aufgaben wie die Digitalisierung von AV-Medien, die Einrichtung von Lehr- und Lernplattformen oder die Aufzeichnung von Lehrveranstaltungen nicht entschlossen aufgegriffen wurden, bildete sich an manchen Universitäten der Typus des »Medienzentrums« als neuer zentraler Einrichtung heraus – nach der Definition seines Interessenverbands ein breit diversifiziertes »Kompetenzzentrum für die Medienproduktion und zur Medienunterstützung von Forschung, Lehre und Studium.«⁹ Zufall oder nicht? Kein Medienzentrum als eigenständige zentrale Einrichtung besteht etwa an den Universitäten Bielefeld, Freiburg, Göttingen, Heidelberg und Karlsruhe, durchweg Standorte, an denen die Bibliotheken sich jeweils sehr früh IT-gestützten Informationsdiensten und digitalen Medien

Personalanteile neu aufteilen

Chance zur Überwindung von Schranken

Offenheit und Flexibilität gefordert

zuwandten. Ein frühes »Datenzentrum für die Geisteswissenschaften« existiert bereits in Köln. Nach der Selbstbeschreibung unterstützt es »die dauerhafte Sicherung, Verfügbarkeit und Präsentation von Daten und Ergebnissen der geisteswissenschaftlichen Forschung an der Universität zu Köln und darüber hinaus.«¹⁰

SIND DIE INSTITUTIONEN UND IHRE MITARBEITER FÜR DIE ZUKUNFT GERÜSTET?

»Most people don't feel the rush going on around them, which is part of the problem«, schreibt John Kotter, ein Vordenker des Change Management in seinem jüngsten Werk »Accelerate«. »But objectively, the data are convincing. The world is now changing at a rate which the basic systems, structures and cultures built over the past century cannot keep up with the demands being placed on them.«¹¹ Bibliothekare und ihre Einrichtungen haben in dieser beschleunigten Welt realistische Perspektiven, sofern sie möglichst beharrlich unternehmerisch denken und handeln, die zentrale Bedeutung der Informationstechnologie akzeptieren und zielstrebig ihr Personal- und Organisationskonzept anpassen, kontinuierlich Synergien und neue Partnerschaften suchen, Vielfalt als Chance erkennen und sich offen und flexibel für neue Aufgaben zeigen. Dies sind keine geringen Anforderungen. Andererseits unterstützen den Veränderungsprozess strategische Vorteile, die sich nicht zuletzt aus der großen Tradition und der öffentlich-rechtlichen Trägerschaft von Bibliotheken ergeben: Bibliotheken genießen gegenwärtig noch große gesellschaftliche Zustimmung und hohes Vertrauen und können notwendige Veränderungen so vergleichsweise kontrolliert umsetzen. Der Vorteil verkehrte sich ins Gegenteil, falls das Pri-

vileg etwa zur stillschweigenden Vertagung von Reformprozessen missbraucht oder die neue, unbequeme »Wahrheit« autosuggestiv kleingeredet wird. Zukunft ist möglich. Sie muss aber zügig und entschlossen gestaltet werden.

¹ Georg Decker, Offenbarungen der Tat, in: Die Gesellschaft 9 (1929), S. 224. Die Formulierung bezieht sich hier auf die Entwicklung der deutschen Sozialdemokratie von einer selbstbewussten oppositionellen Milieupartei im Kaiserreich zur vielkritisierten wichtigsten Stütze der fragilen Republik.

² Vgl. z. B. Kathrin Passig, Die Zukunft des Papierverleihs, in: Die Zeit vom 4.11.2013. www.zeit.de/digital/internet/2013-11/passig-bibliotheken-internet

³ Vgl. Klaus Ceynowa, Der Text ist tot. Es lebe das Wissen, in: Hohe Luft, H. 1 (2014), S. 53–57.

⁴ Vgl. Achim Bonte / Klaus Ceynowa, Bibliothek und Internet, in: Lettre International 100 (2013), S. 115–117.

⁵ Vgl. Christoph Kümmel, Nach den Sondersammelgebieten: Fachinformationen als forschungsnaher Service. In: ZfBB 60 (2013), S. 5–15; Wilfried Sühl-Strohmenger / Thomas Bürger / Ralf Depping, »Fachinformationsdienste für die Wissenschaft« statt »Sondersammelgebiete« – Gewinn oder Verlust? In: BIT online 16 (2013), S. 211–213.

⁶ Ein aktuelles Beispiel ist Inge Kloepper, Der irre Boom der Bibliotheken, in: Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung vom 16.03.2014, ein Artikel, der auf bibliothekarischen Verteilern sogleich breit kursierte. www.bibliotheksverband.de/fileadmin/user_upload/DBV/ueber_uns/vorstandsvortr%C3%A4ge/d_2014_03_16_FAS_Der_irre_Boom_der_Bibliotheken.pdf

⁷ Empfehlungen zur Weiterentwicklung der wissenschaftlichen Informationsinfrastrukturen in Deutschland bis 2020 (Berlin 2012), S. 61; www.wissenschaftsrat.de/download/archiv/2359-12.pdf

⁸ Digital Humanities 2020; www.dhd2014.uni-passau.de/programm/dh-2020

⁹ Vgl. die Selbstbeschreibung auf der Webseite der AG der Medienzentren an Hochschulen e.V.: www.amh-ev.de

¹⁰ Vgl. <http://dch.phil-fak.uni-koeln.de/17523.html>

¹¹ John P. Kotter, Accelerate (Harvard 2014), S. VII u. 1.

DER VERFASSER

Dr. Achim Bonte, Stellvertretender Generaldirektor, Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden (SLUB), Zellescher Weg 18, 01069 Dresden, Tel.: 0351 – 4677-102, E-Mail: achim.bonte@slub-dresden.de